



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Arbeiter und Fabrikanten im alten Athen.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

und wir werden es eben durch die active Antheilnahme an den Regierungshandlungen. Wer schwimmen lernen will, muß ins Wasser gehen. Es ist unmöglich, einen Anspruch dieser Art, wenn er mit Bewußtsein die Masse des Volks ergriffen hat, zur Ruhe zu verweisen, und der Uebergang der aristokratischen Parlamentsform in eine demokratische kann auch für England nur als eine Frage der Zeit betrachtet werden. Allerdings einer Zeit, über deren Dauer es gewagt wäre eine Muthmaßung auszusprechen. Denn dieser Uebergang würde nicht lediglich einem abstracten Prinzip dienen, sondern die Verschiebung eines wirklichen Machtbesizes auf eine erweiterte Gemeinschaft zu vermitteln und die Zukunft des parlamentarischen Systems unter ganz veränderten Bedingungen zu gewährleisten haben.

Arbeiter und Fabrikanten im alten Athen.

Während der Westen erst seit Kurzem durch den Sturz der Sklavenstaaten den Boden gewonnen hat, auf dem die Lage freigewordener Arbeiter eine gesunde Entwicklung zu nehmen vermag, ist im Osten die Arbeiterfrage schon längst ein Gegenstand sorgfältigster Erwägung von Seiten vieler Einsichtigen geworden. Bei der hohen Wichtigkeit des Gegenstandes wird sich Jeder gern veranlaßt fühlen, die Blätter der Geschichte aufzurollen, um diese Frage im Lichte politischer und socialer Verhältnisse älterer Zeit zu betrachten, ein Capitel, welches verhältnismäßig wenig behandelt, dem Forscher noch reiche Ausbeute verspricht*). Für das griechische Alterthum gewinnt diese Frage noch ein besonders lebendiges Interesse durch die Klust, welche die Anschauungen desselben, den Lohnerwerb betreffend, von den unsrigen trennt. Während ein sehr großer Theil unserer bedeutendsten Männer, nicht aus den Besitzenden, sondern den erwerbenden Classen hervorgegangen ist, und während alle unsere modernen Verhältnisse auf Erwerb durch praktische Ausübung der angeborenen oder anerzogenen Fähigkeiten gestellt sind, klebte in den besten Zeiten des Alterthums dem Erwerb durch Arbeit ein gewisser Makel

*) Für das Alterthum versuchte zuerst eine zusammenhängende Darstellung: W. Drumann, die Arbeiter und Communisten in Griechenland und Rom. Königsberg 1860, für Athen speciell H. Frohberger, de officium apud veteres Graecos condicione Dissertatio I. Grimma 1866. Der Wunsch, daß bei dem zerstreuten Material auch andere ihre Kräfte dem Gegenstande zuwenden mögen, wie ihn der Referent über diese Schrift in den Jahrbuch. für Philol. ausspricht, ist gewiß gerechtfertigt.

an, der in dem Namen „Banausen“ seinen Ausdruck fand. Dieser Ausdruck bezeichnete zunächst einen am Kamin arbeitenden Handwerker, wurde aber später in verächtlichem Sinn auch auf alle diejenigen angewendet, welche durch irgend eine Thätigkeit sich ihren Unterhalt zu verschaffen suchten und zwar begriff man hierunter etwa nicht nur solche mit, deren Gewerbszweig der Kunst nahe stand, sondern auch Lehrer, Advokaten, Aerzte, Maler und Bildhauer, wenn sie sich für ihre Kunst bezahlen ließen. So sehr sich unser Gefühl gegen eine solche Auffassung sträuben mag, so begegnen wir ihr doch nicht nur bei Philosophen und Historikern einer mehr aristocratischen Parteilichung, sondern so ziemlich bei allem, was uns einen Schluß auf griechische Denkwiese machen läßt.

Aus dieser Anschauung heraus haben wir die Worte des Macedoniers Philipp zu verstehn, mit denen er seinen großen Sohn Alexander schalt, als er beim Zitherspiel eine gewisse Virtuosität an den Tag gelegt hatte: „Schämst Du Dich nicht, so schön zu spielen? es ist Ehre genug für die Musen, wenn ein König sich die Muse nimmt, anderer Spiel zu lauschen“ — eine Ansicht, die wohl am schärfsten Lucian ausspricht, wenn er die Wissenschaft zu einem Jünglinge über die Wahl seines künftigen Lebensberufs reden läßt: „Würdest Du auch ein Phidias oder Polyklet und erzeugtest Du Wunderwerke der Kunst, so würden zwar alle Deine Kunst loben, kein Verständiger aber würde wünschen, Dir gleich zu sein. Denn wie groß Du auch in Deiner Kunst sein möchtest, Du bleibest immer ein Banause, ein Handwerker und Lohnarbeiter.“

Wir wollen vorläufig nur bemerken, daß die Sitte, den Slaven einen großen Theil der eigentlichen Handarbeit zu übertragen, im griechischen Alterthum die Beschäftigung des Handwerkers als eine des freien Mannes mehr oder minder unwürdige erscheinen ließ, daß aber auch die Sprache keinen Unterschied zwischen Handwerk und Kunst machte und auf diese Weise Anschauungen, wie den eben bezeichneten, Eingang gewährte. Freilich würden wir weit fehlgreifen, wollten wir annehmen, es sei jegliche Art von gewerblicher oder künstlerischer Thätigkeit nur in den Händen der Unfreien oder Halbfreien gewesen. Es hat vielmehr das griechische Alterthum ebensogut wie wir freie Arbeiter und Fabrikanten gekannt, nur war die Stellung derselben, je nach den Bedingungen, unter denen sie existirten, verschieden. Es ist in dieser Frage von äußerster Wichtigkeit, Ort und Zeit streng zu scheiden, da die Verhältnisse sich in Seestaaten durchaus anders gestalteten als in Binnenländern, anders unter demokratischer Verfassung, als unter aristocratischer, anders bei der Blüthe des Staatslebens als beim Verfall. Wir versuchen im Folgenden eine Darstellung der Arbeits- und Fabrikverhältnisse im athenischen Staat.

Neben den Sklaven, die bereits das homerische Alterthum kennt, bestand schon zu alten Zeiten in Griechenland die Klasse der Thetes, der Tagelöhner und Handwerker. Freilich bedürfen die ältesten patriarchalischen Verhältnisse eines eigentlichen ausgebildeten Handwerkerstandes noch in geringem Maße, da das Haus durch seine Insassen für den dringendsten Bedarf sorgt, doch mußten wenigstens die Geschäfte, welche eine größere Kunstfertigkeit voraussetzten, hierzu befähigten Leuten anvertraut werden, wie wir denn bei Homer den Zimmermann, den Töpfer, den Lederarbeiter, den Schmied und den Goldarbeiter erwähnt finden, die als Freie ihren Geschäften oblagen und wegen der hierzu erforderlichen Geschicklichkeit in einer gewissen Achtung standen. Dem Sklaven fielen, außer den Verrichtungen im Hause, die gemeine Feldarbeit und die niederen Handlangerdienste zu. Bei der alten Eintheilung der Bewohner Attikas in vier Stämme hat man den Namen des einen — den der Ergadeis oder Argadeis — in Beziehung zu den Arbeitern gebracht und überhaupt etwas einer kastenartigen Einrichtung Ähnliches in dieser Eintheilung sehen zu müssen geglaubt — eine Ansicht, die, wenn auch mit einigen Modificationen, bei den neuesten Forschern die Oberhand behalten hat. Ist diese Ansicht die richtige, so sehen wir schon vor der Vereinigung der zwölf attischen Gemeinden eine Klasse der Bürger hauptsächlich mit Handarbeit beschäftigt, die sich — mag auch der Abschluß der Stämme kein sehr strenger gewesen sein, doch deutlich von den Kriegern — den Hopleten — den Ackerbauern — den Geleonten oder Teleonten — und den Ziegenhirten — den Aigikoreis — unterschied. Noch deutlicher erkennen wir den Stand der Gewerbtreibenden in der Gliederung nach Ständen, wie sie uns aus der Zeit nach Herstellung des attischen Gesamtstaats berichtet wird, indem hier die Demiurgen d. h. die Klasse der Gewerbtreibenden dem Adel der Eupatriden und dem Bauernstande der Geomoren gegenübergestellt werden. Aus den Zeiten der Herrschaft aristokratischer Geschlechter bis zu Solon erfahren wir nur soviel, daß sich ein Mittelstand, nach seinem Wohnsitz am Meer „Paralier“ genannt, durch Handel und Industrie emporarbeitete, der zwischen dem begüterten Adel — den Bewohnern der Ebene, Pedäern — und den verarmten Gebirgsbewohnern — Diakriern — in der Mitte stand. In diesem Mittelstande werden wir nicht nur den Kaufmann, sondern auch den Gewerbtreibenden jener Zeit zu suchen haben, während der Lohnerwerb der armen Gebirgsbewohner wohl nur in Tagelöhnerlei beim Feldbestellen und Viehhüten bestanden haben wird. Für diese frühere Zeit hat das Wort des Hesiod „Arbeit ist keine Schande“ noch seine volle Gültigkeit: der Gewerbsstand genoß dieselbe Achtung, wie in der homerischen Zeit, bis eben das Emporkommen des Mittelstandes andere Staatseinrichtungen herbeiführte, welche auch die Lage der Gewerbtreibenden wesent-

lich ändern mußte. Solche Aenderungen waren umsomehr nothwendig, als mit dem Aufblühen des Mittelstandes eine furchtbare Verarmung der tieferen Volksschichten begonnen hatte.

Denn es gehörten zur Betreibung der Landwirthschaft oder eines Gewerbes wohl schon damals nicht allzu streng zugemessene Mittel, um angemessene Erträge zu erzielen. Die Armen, denen diese fehlten, mußten daher entweder für unzureichenden Lohn billiger dienen oder Geld aufnehmen. Hierzu liehen nun die adligen Herren die Capitalien, was eine sehr sichere Anlage war, da nach dem harten alten Schuldrechte der Schuldner im Nichtzahlungsfalle mit seiner Person dem Gläubiger als Slave verfiel. Dieser unerträgliche Zustand wurde erst, nachdem die Verfassung des Aristocraten Dracon keine Abhilfe geschafft hatte, durch die politisch-socialen Reform des Solon beseitigt. Dieser Volksmann hob nicht nur das alte, harte Schuldrecht auf, sondern er erleichterte auch die Abzahlung der Schulden dadurch, daß er einen neuen Münzfuß einführte, nach dem 73 Drachmen alte Währung gleich 100 Drachmen neuer Währung sein sollten. Um aber nicht nur vorübergehend die Noth zu mindern, sondern auch dem Heranwachsen eines arbeitslosen und arbeitscheuen Proletariats zu steuern, nahm er eine Revision des draconischen Gesetzes über Arbeitscheu vor. Hatte Dracon summarisch die Todesstrafe für Arbeitscheu bestimmt, so übertrug Solon die Untersuchung hierüber dem Sittengericht des Areopag, der nach dreimaliger Verurtheilung auf Verlust der bürgerlichen Rechte erkannte. Und um die Wohlthat des durch Arbeit gesicherten Lebensunterhalts auch nachfolgenden Geschlechtern angedeihen zu lassen, entband er den Sohn, welchen der Vater nicht zur Erlernung einer Kunst angehalten hatte, von der Erfüllung der kindlichen Pflichten, gerade so, wie er es für den Fall bestimmt hatte, daß ein Sohn vom Vater zur Unzucht angeleitet wäre. Bei der Vieldeutigkeit des Ausdrucks „Kunst“ könnte man zweifelhaft sein, was Solon in diesem Gesetze darunter verstanden wissen wollte, da auch die Bestandtheile der allgemeinen Bildung unter jenem Ausdruck begriffen werden konnten, wie wir noch heute von freien Künsten reden, doch redet dies Gesetz ganz allgemein von einer Kunst. Die Fassung desjenigen Gesetzes aber, welches den Eltern die Erziehung ihrer Kinder „anempfiehlt“, scheint vielmehr, nach einer platonischen Stelle zu schließen, diese gewesen zu sein: „der Vater solle den Sohn in Musik und Gymnastik unterrichten lassen.“ Wir folgern hieraus, daß in jenem Gesetz unter Kunst die Mittel verstanden gewesen seien, die zu späterem Erwerb bei mangelndem Besitze dienen sollten, mochten diese nun auf Landwirthschaft oder auf ein Gewerbe angewendet werden.

Gewiß aber dürfen wir in einem andern Gesetze, welches bei Schmähung eines Bürgers oder einer Bürgerin wegen Hantierung auf dem Markte die

Injurienklage verstattete, die Absicht des Gesetzgebers erkennen, dem Gewerbe eine gewisse Ehre zu sichern. Denn wenn sich dies Gesetz auch zunächst nur auf den Handelsbetrieb zu beziehen scheint, so ist doch Production und Verkauf der Waare namentlich in älteren Zeiten zu wenig geschieden, als daß wir eine so scharfe Distinction des Gesetzgebers annehmen dürften. Will man aber einwenden, daß zu Solon's Zeit die Zahl der nicht Ackerbau oder Viehzucht treibenden Bürger zu klein gewesen sei, um ein Eingreifen der Staatsgewalt zu erfordern, so hieße das eine allzugroße Bedürfnislosigkeit in einer Zeit annehmen, wo bereits die Bildhauerkunst in Holz, Elfenbein und Metall, sowie die Töpferkunst zu einer gewissen Blüthe gediehen war. Auch der im Verhältniß zu Megara und Megina immer noch geringe Seeverkehr Athens kann nicht zum Beweise dienen, daß die producirende Klasse damals noch ganz unbedeutend gewesen ist, da der Vertrieb und die Ausfuhr der Waaren auch von Seefahrern anderer Stämme und Nationen vermittelt werden konnte. Es kann vielmehr für die Absicht Solons, dem Gewerbsmann eine gewisse bürgerliche Ehre zu sichern, ein directes Zeugniß angeführt werden. Der Redner Aeschines spricht sich nämlich, indem er von der Theilnahme der niedrigen Bürger an der Volksversammlung redet, so aus: „der Gesetzgeber (Solon) entfernt nicht etwa die, welche ein Handwerk zur Gewinnung ihres Lebensunterhalts betreiben, von der Rednerbühne, sondern er heißt sie sogar noch besonders willkommen.“ So konnte aber offenbar nur ein Gesetzgeber verfahren, der dem Gewerbetreibenden eine geachtete Stellung zu schaffen bemüht war. Ueberdies zeugen auch noch andere Anordnungen von der Absicht des Solon, das Gewerbe zu heben und seinen Betrieb zu fördern.

Hierher dürfen wir zunächst rechnen, daß er möglichst große Gewerbe-freiheit gewährte. Denn daß diese etwa nur aus einer Nichtbeachtung des Gewerbes durch den Gesetzgeber hervorgegangen sei, ist nicht anzunehmen, da eine directe diesen Punkt berührende Bestimmung in den solonischen Gesetzen vorhanden war. Es wurde nämlich den Bürgern von allen Gewerben allein die Salbenbereitung untersagt, weil diese für eine dem Freien nicht anstehende Beschäftigung galt. Ferner aber suchte Solon auch neue Kräfte diesem Gewerbszweig zuzuführen, zu welchem Zwecke er fremde Industrielle und Handelsleute zur Verpflanzung ihrer Thätigkeit nach Athen aufmunterte, indem er eventuell deren Aufnahme in die Bürgerschaft gestattete. Wenn nun aber dieser Gesetzgeber desungeachtet seine Klasseneintheilung nur auf den Ertrag der Feldfrüchte, oder, wie besser gesagt wird, auf den Landbesitz gründete und danach die politischen Rechte der Staatsangehörigen bemas, so könnte es fast scheinen, als habe er den Gewerbetreibenden, der doch jedenfalls nicht immer zugleich Landbesitz hatte und der in diesem Fall der vierten Klasse —

den Thetes — zugerechnet wurde, unverhältnißmäßig verkürzt. Allein die dieser Klasseneintheilung zu Grunde liegende Schätzung hatte gar nicht zum Zweck, das Vermögen des Bürgers im allgemeinen behufs einer Einkommensteuer in unserem Sinne festzustellen, sondern es handelte sich nur um das Steuerobject, von dem Leistungen an den Staat gemacht werden sollten. Wenn aber nur das unbewegliche Vermögen besteuert werden sollte, so hatte das den guten Grund, daß dies allein keinen Schwankungen unterlag, und wenn nur die Träger solchen Besitzes zu Aemtern und Würden zugelassen werden sollten, so sah der Gesetzgeber in ihnen die Bürger, die mit all' ihren Interessen an den Boden des Vaterlandes geknüpft waren. Den übrigen Staatsbürgern war wenigstens der mittelbare Antheil an der Staatsleitung durch Theilnahme an der Volksversammlung gesichert. Können wir mithin von einer Geringschätzung des Gewerbes in jener Zeit mit Fug und Recht nicht reden, so brachten doch die veränderten staatlichen Verhältnisse eine große Wandlung auch im gewerblichen Leben mit sich. Je mehr der Mittelstand in die Rechte der adligen Herren eintrat, desto mehr zog er sich von selbständiger Betreibung des Gewerbes zurück. Nimmt man hiezu den Umstand, daß viele fremde Industrielle sich in Athen ansiedelten, die zwar noch unter Kleisthenes theilweise in die Bürgerschaft aufgenommen wurden, sonst aber in das Verhältniß von Schutzverwandten traten, so wird man begreifen, wie der Bürger eine solche Gemeinschaft mit Fremden und Sklaven nicht sehr anlockend finden konnte. Die Folge davon war, daß die Bürger sich bei der angeborenen Liebe des Atheners zum Landleben entweder vorzugsweise der Landwirthschaft widmeten oder ihre Mittel dazu anwenden, für ihre Rechnung durch Sklaven irgend einen Gewerbszweig betreiben zu lassen, also in die Stellung von Fabrikherrn traten. So sehen wir denn mit zunehmendem Seeverkehr, wie er namentlich seit Themistokles stattfand, die Anfänge des Fabrikwesens sich entwickeln und erkennen unter dem Gewerbebetrieb in Athen zu jener Zeit Obliegenden folgende Elemente: den für seinen Herrn arbeitenden Sklaven, den freien, aber mit geringeren bürgerlichen Rechten ausgestatteten Schutzverwandten, — endlich den Vollbürger, der bald als unbenittelter Lohnarbeiter, bald als kleiner Fabrikant, bald als großer Fabrikherr aufgetreten sein wird.

Die Lage des niedrigsten Arbeiters, des Sklaven, war bei den Athenern keine so drückende, wie in Sparta. Die Menschenwaare der asiatischen Märkte kam von den Küsten des schwarzen und ägäischen Meeres auf den athenischen Markt, wo sie an den Neumonden feilgeboten wurde. Unterschieden sich die Sklaven schon äußerlich wenig von den Freien, so gab ihnen die Theilnahme an den Familien- und Staatsfesten das Gefühl einer gewissen Zusammengehörigkeit mit diesen und ein Interesse an den Angelegenheiten des Hauses und

des Vaterlandes. Hatten sie doch nach dem Zeugniß des Demosthenes selbst an dem größten bürgerlichen Recht, der Freiheit der Rede, Antheil und zwar einen größeren, als er sogar Bürgern anderer Staaten verstattet war. Zwar stand den Herren das Recht körperlicher Züchtigung zu, doch schützte das Gesetz den Slaven gegen Mißhandlung. Todesstrafe dagegen konnte nur der Staat verhängen. Zu schonender Behandlung der Slaven mußte überdies außer den Rücksichten der Humanität auch die Klugheit auffordern, da die Zahl derselben eine sehr große war. Nach der Schätzung unseres scharfsinnigsten Alterthumsgelehrten, des unvergeßlichen Böckh, waren in Attica um die Zeit des Hyperides etwa 210,000 erwachsene männliche Slaven, von denen 50,000 auf die Stadt kamen, mit 155,000 Weibern und Kindern gegenüber einer Zahl von 135,000 Freien, sodaß sich das Verhältniß der Freien zu den Unfreien etwa wie 1 : 4 stellte, was nur in den Plantagen der amerikanischen Slavenhalter (1 : 6) übertroffen wurde. Hatten die Athener bei solcher Behandlung auch nicht gerade Ausstände zu befürchten, so war doch das Entfliehen, zumal in Kriegszeiten leicht, wie wir denn wissen, daß während des Peloponnesischen Krieges 20,000 Slaven zu der dekeleischen Besatzung übergegangen sind. Die Slaven wurden zunächst vielfach im Hause verwendet, wo sie die Bedienung zu versehen hatten. Auf Ausgängen begleiteten sie ihren Herrn, ein Luxus, den sich auch der Aermere nicht versagte, während der Reiche durch die Zahl der Begleiter glänzte. Weniger gut hatten es die Feldarbeiter, am schlimmsten die in den attischen Bergwerken, wohin auch sonst unbrauchbare oder ungehorsame Slaven geschickt wurden. Endlich aber vertraten sie die Stelle unserer Fabrikarbeiter. Als solche wurden sie von ihren Herren entweder in der eigenen Fabrik beschäftigt oder für Geld an fremde Meister vermietet. Es scheint aber auch an solchen nicht gefehlt zu haben, die auf eigene Hand ein Gewerbe betrieben, wofür sie ihren Herren eine Abgabe zu entrichten hatten. So konnten sie die Mittel erlangen, sich frei zu kaufen, was sie jedoch nicht gänzlich von ihrem Herrn unabhängig machte. Vom Staat wurden sie unter der Klasse der „abgesondert Wohnenden“ im Rechte den Schutzverwandten gleich gestellt. Am günstigsten war die Lage der Staatsclaven, die Subalternposten bekleideten und als Herolde, Gerichtsdiener oder Polizeisoldaten der Schaarmache fungirten. In solchen Stellungen konnten sie es, wie das Beispiel des Sittalaks bei Aeschines beweist, nicht nur bis zu einer gewissen Wohlhabenheit bringen, sondern auch den noblen Passionen der vornehmen Athener huldigen. In Fällen der Noth wurden auch Slaven zu Kriegsdiensten herangezogen, wie sie denn schon bei Marathon mitgefochten haben sollen. Sicher steht fest, daß sie am Siege bei den Arginussen theilnahmen und als Bürger „von Plataeae“ in den attischen Staatsverband aufgenommen wur-

den. Auch als Diener ihrer Herren waren viele Sklaven in den Feldzügen anwesend; sehr allgemein war der Gebrauch sie als Ruderknechte auf der Flotte zu benutzen, wohin sie von ihren Herren für Geld geliehen wurden.

Ein sehr großer Theil der Gewerbe lag in den Händen der Schutzverwandten, denen mannigfache Vortheile zugesichert waren. Gegen die geringe jährliche Abgabe von 12 Drachmen (3 Thlr.) erhielten sie die Erlaubniß, Handel oder Gewerbe in Athen zu betreiben und es waren nicht nur semitische Handelsleute aus Syrien oder Lydien, welche von derselben Gebrauch machten, sondern auch griechische Handwerker und Künstler. Staatsleistungen und Steuern fielen ihnen im übrigen gleich den Bürgern zu, auch zogen sie gleich jenen zu Felde. Zur Vertretung vor Gericht und dem Staate gegenüber hatte Jeder sich einen Patron unter den Bürgern zu wählen, auch hatten sie an der Staatsleitung, als dem Vorrecht der Bürger, keinen Antheil. In Anerkennung von Verdiensten wurden sie in die Klasse der „Isotelen“ aufgenommen und dadurch zwar im Rechte den Bürgern gänzlich gleichgestellt, ohne jedoch Antheil an der Staatsleitung zu erhalten. Zu ihnen zählte die Familie des Redners Lyfiad. Ueber die Zahl der Schutzverwandten erfahren wir durch die Zählung des Demetrius von Phalerum *Ol.* 117, 4 (309 v. Chr.), daß sich mit Einschluß der Isotelen 10,000 zu Athen befanden, d. h. unter Einrechnung der Weiber und Kinder etwa 40,000.

Lag nach dem eben Dargestellten auch ein großer Theil der eigentlichen Arbeit in den Händen der Sklaven und Schutzverwandten, so war damit doch, wie früher bemerkt, die Theilnahme des Bürgers an den Gewerben keineswegs ausgeschlossen. Wir glauben das Verhältniß derselben zur Arbeit nicht unrichtig darzustellen, wenn wir sagen: in den älteren Zeiten nahmen die gewerbetreibenden Bürger noch thätigen Antheil als selbstständige Handwerker und Gewerksmeister, in den späteren mehr passiven Antheil als Fabrikherren. Und doch kann auch in den Zeiten politischer Blüthe die Zahl von eigentlichen Handwerkern unter den Bürgern Athens nicht allzugerings gewesen sein, wenn anders es Sinn haben soll, daß Socrates in den Memoiren des Xenophon den Charmides auffordert, ohne Scheu in der Volksversammlung zu reden, da dieselbe zum großen Theil aus Walkern, Zimmerleuten, Schmieden, Ackerbauern und Kaufleuten bestehe. Später nöthigte die unglückliche politische Lage des Staats nach den Niederlagen des peloponnesischen Krieges den besitzlosen oder verarmten Bürger zur Betreibung eines Gewerbes, zumal, da die Bestellung der Felder durch feindliche Ueberfälle fast zur Unmöglichkeit wurde. Vorzugswise war es aber Pericles, der die unbemittelte Masse durch Beschäftigung bei den Staatsbauten zur Arbeit heranzog. Die unterste Volksklasse hatte damals und zum Theil schon vor Pericles eine andere politische Stellung erhalten, als sie zur Zeit des Solon

gewesen war. Hatten sich schon bei Marathon Handwerker aus der Klasse der Theten im Kampf ausgezeichnet, so machte die Begründung der Flotte ihre Dienste geradezu unentbehrlich. In Anerkennung der bei Salamis bewiesenen Tapferkeit setzte der aristocratisch gesinnte Aristides selbst die vierte Klasse in politischen Rechten den höheren Volksklassen gleich, indem er die Mitglieder derselben zu Aemtern zuließ. Sie war ein Factor geworden, mit dem fortan der Staatsmann rechnen mußte.

Suchten die älteren Staatsleiter sich die Gunst der Armeren durch Preisgabe ihrer Privatmittel zu erwerben, so benutzten die späteren Staatsmänner Staatsmittel zu diesem Zweck. Aus diesen gewährten sie ihnen Entschädigung für Versäumniß der Arbeit während des Besuchs der Volksversammlungen, verschafften ihnen Einkünfte als Beisitzer des Geschworenengerichts, ermöglichten ihnen an Festtagen den Besuch des Theaters durch Zahlung des Eintrittsgeldes und vertheilten sogar Ländereien aufständischer Bundesgenossen unter sie. Solche vom Staat gewährte Unterstützungen konnten nicht eben dahin wirken, den niederen Bürger zur Arbeit zu ermuntern, doch trat die Entwöhnung von derselben unter Perikles noch nicht ein. Dieser Staatsmann legte vielmehr als Gegengewicht die Aussicht auf Wohlstand durch Theilnahme an der öffentlichen Arbeit gegenüber der nothdürftigen Fristung des Lebens durch Staatsunterstützung in die Waagschale. Er that dies, indem er die mehr künstlerische Arbeit förderte, zu welcher den Athener Anlage und Neigung vorzugsweise trieben. Als Materialien, deren Bearbeitung dem Bürger Gewinn versprach, nennt uns Plutarch: Bauholz, Stein, Erz, Elfenbein, Gold, Eben- und Cypressenholz, und als dieselben bearbeitende Handwerker und Künstler: Zimmerleute, Bildhauer, Erzschniede, Steinhauer, Färber, Goldschmiede, Elfenbeinmaler, Bildschnitzer. Durch Betreibung dieser Zweige des Handwerks und der Kunst strömte der Segen der Arbeit auch auf andre Gewerbsklassen herab. Es erhielten dadurch Beschäftigung: Wagenbauer, Fuhrherrn und Lastfuhrleute; Seiler, Leineweber, Schuhmacher, Wegebauer und Bergleute. Es schaarte, so setzt Plutarch hinzu — eine jede Kunst gleich einem Feldherrn die Masse der Theten aus dem niederen Volk um sich, wie ein eignes Heer, und die Gewerbe vertheilten, so zu sagen, den Wohlstand und streuten ihn aus auf jegliches Alter und jeglichen Beruf. Es ist nicht anzunehmen, daß nur Bürger zu den öffentlichen Arbeiten herangezogen wurden. Wahrscheinlicher ist, daß das mehr künstlerische der Arbeit vorzugsweise von den hierzu besonders befähigten Athenern betrieben wurde, während das Handwerksmäßige den Schutzverwandten und Slaven zufiel. Auf das Verhältniß dieser drei Klassen von Arbeitern erlauben für die nachperikleische Zeit die Baurechnungen von etwa Ol. 93 (408—405 v. Chr.) einen Schluß. Von den daselbst angeführten 59 Arbeitern sind 11 Bürger, 26 Schutzver-

wandte, 17 Sklaven, 5 lassen sich nicht genauer bestimmen. Von diesen sind drei Bürger Bildhauer, die übrigen Steinmetzen, auch ist der Architect und dessen Schreiber Bürger. Daß auch später trotz der größeren Entwöhnung von eigentlicher Arbeit die Bürger nicht ganz aufhörten, sich an der Staatsarbeit zu betheiligen, geht daraus hervor, daß Diophantos, wahrscheinlich ein Zeitgenosse des Demosthenes, den Plan fassen konnte, die öffentlichen Arbeiten von Staatsklaven betreiben zu lassen. Ein solcher Plan hätte allenfalls in einem aristocratischen Staate Sinn gehabt, wie denn in Epidamnus die Gewerbe nur von Sklaven betrieben sein sollen, konnte aber in dem demokratischen Athen keinen Boden gewinnen. Mit Recht sagt daher Böckh: der geringere Bürger war durch seine Umstände so gut als der arme Schutzverwandte oder Sklave zur Handarbeit genöthigt und nennt den Phaleas von Chalcedon einen politischen Phantastiker oder phantastischen Politiker, der bei Vermögensgleichheit der Bürger, zunächst im Grundeigenthum, die Gewerbe im Staate insgesammt von Staatsknechten betreiben wissen wollte, indem er an die neuerdings vorgeschlagenen öffentlichen Werkstätten erinnert. Es fehlt nicht an Notizen, aus denen hervorgeht, daß sich geringere Bürger selbst zu niederen Diensten, wenn die Umstände es erforderten, hergaben. Einer solchen Figur ist wohl der Lastträger in den Fröschen des Aristophanes unter den Todten der Unterwelt nachgebildet, der für das Tragen eines kleinen Päckchens einen ganz unverschämten Preis fordert. Ebenso erkennen wir in einem Tagelöhner des Vaters des aus Platon bekannten Euthyphron auf Naxos einen Bürger der untersten Volksklasse. Aus dem bezüglichen Bericht ist ersichtlich, daß die Behandlung solcher geringer Bürger nicht eben eine sehr schonende gewesen ist. Dieser der Klasse der Theten angehörige Bürger hatte während seines Dienstes in trunkenem Zustande einen Mitarbeiter erschlagen. Der Vater des Euthyphron ließ ihn gebunden in einen Graben werfen und dort liegen, bis Nachricht von dem Ausleger des heiligen Rechts, wie weiter mit ihm zu verfahren sei, gekommen wäre. Ehe diese aber kam, war der Tagelöhner bereits vor Hunger und Kälte umgekommen. — Auch unter dem Schiffsvolk des Piraeus dürfen wir gewiß manchen Bürger suchen. Aus dieser Klasse rekrutirte sich besonders der Pöbel der Hauptstadt, und der Wik, wie er dem Athener eigen war, wird gewiß diesem „frehen, zügellosen Völkchen“ — nicht gefehlt haben. Ein Musterrepräsentant dieser Klasse ist Demades, der bekannte Gegner des Demosthenes, welcher das Schiffsruder mit dem Staatsruder vertauschte, und dessen stets bereite Schlagfertigkeit uns aus mancher überlieferten Anekdote bekannt ist. Strenge Gesetze scheinen den Uebergriffen und der Fahrlässigkeit dieser leicht beweglichen Masse gesteuert zu haben. So durfte z. B. Jemand, dessen Schiff auf der Fahrt nach Salamis umgeschlagen war, nicht wieder Fährmann werden. Bei vielen Ge-

werben läßt sich die Betheiligung der Bürger an der eigentlichen Arbeit nicht feststellen, da der Betrieb derselben in das Fabrikmäßige übergeht und der Bürger daher mehr als Fabrikant, wenn auch im kleineren Maßstabe, erscheint. Begreiflicherweise fehlen hier alle directen Nachrichten und wir sind noch mehr als bei andern Gebieten auf allgemeine Schlüsse angewiesen. Gerade dieser Punkt scheint aber zum Verständniß antiker Arbeitsverhältnisse besonders wichtig zu sein. Denn es ist wohl anzunehmen, daß gerade in diesem Uebergang vom gewöhnlichen Arbeiter zum Fabrikanten die Erklärung zu suchen ist, warum trotz der Betheiligung so mancher Bürger am Gewerbe doch jenes oben beregte Vorurtheil gegen Erwerb durch Arbeit Boden gewinnen und behalten konnte. Denn den Fabrikanten traf jenes Vorurtheil nicht, wenn auch einzelne von Komikern und Rednern höhrend mit derselben Bezeichnung wie die Handwerker selbst belegt werden. Solche Fabrikanten im kleineren Stil werden entweder selbst mit ihren Sklaven mitgearbeitet oder diese wenigstens beaufsichtigt haben, auch sorgten sie für Beschaffung des Rohmaterials und vertrieben ihr Fabrikat. Verhältnisse wie die unsrigen von Meister und Geselle konnten sich bei der Zusammensetzung der Arbeiterklasse nicht gestalten, auch ist es wohl nur selten vorgekommen, daß arme Bürger in der Werkstätte eines andern mitarbeiteten, da ja Sklavenarbeit billiger kam, und man leicht bei Bürgern üble Erfahrungen machte, zumal wenn diese Verwandte waren, wie aus der Unterhaltung der Arbeiter des Aristarchos mit dem Sokrates bei Xenophon hervorgeht.

Die meisten der Gewerbe, welche die gewöhnlichsten Lebensbedürfnisse beschafften, scheinen fabrikmäßig betrieben worden zu sein, z. B. die Brod- und Kuchenbäckerei, die ebenso geschätzt war, wie die attische Kochkunst, welche von Alters her durch Bürger betrieben wurde.*) Unter den Speisefünstlern wird der Bäcker Thearion selbst von Platon mit einiger Achtung genannt und Sokrates spricht in den Memoiren des Xenophon von der Wohlhabenheit des Bäckers Koroibos. Mag unter dieser Handwerksklasse auch die Bildung nicht eben groß gewesen sein, so würden wir doch irren, wollten wir uns unter einem Bürger aus jener Sphäre einen Mann von dem Schlage vorstellen, wie ihn uns Aristophanes in den Rittern so ergötzlich als Wursthändler vorführt. Auf diesen großmäuligen und ungebildeten Banausen sind offenbar von dem Komiker die schlimmsten Züge, wie sie nur irgend im athenischen Handwerksleben sich finden mochten, gehäuft, um ein möglichst abschreckendes Bild der Staatslenker zu geben, die dem Kleon folgen würden. Die Schuhmacher arbeiteten ebenfalls fabrikmäßig. Sie scheinen sich gut gestanden zu haben, da die Mode auf Eleganz der Fußbekleidung sah. Wäh-

*) Im Piraeus wurde vor kurzem das Schild eines Garlochs (Relief) gefunden, einen gekochten Kalbskopf mit vier Kalbsfüßen darstellend.

rend ein Paar Weiberschuhe in später römischer Zeit zu 12 guten Groschen berechnet wurden, kosteten in aristophanischer Zeit ein Paar elegante Männer-
schuhe, nach der Forderung eines Jünglings im Plutus zu schließen, 2 Tha-
ler. Wenn man als Maßstab festhält, daß im sokratischen Zeitalter eine
Familie von 4 Personen bei einem jährlichen Einkommen von 120 Thlrn.,
wenn auch ärmlich, leben und eine Person für 3 gute Groschen täglich mit-
telmächtig unterhalten werden konnte, mithin bei 200 Thlr. jährlichem Ein-
kommen ein ganz anständiges Leben möglich war, so erscheint dieser Preis
als sehr beträchtlich.

Weber, Färber und Walker lieferten ihre Waare in die Magazine der
Kleiderhändler, wie sie z. B. Demeas und Meno in Athen hatten, die Beide
Vermögen erwarben. Berühmt war Athen wegen seiner Töpferarbeit, die
vorzugsweise von Bürgern betrieben wurde. Sie war sehr billig. So kostete
ein Mischkrug, hoch gerechnet, 4 gute Groschen, ein mittelmäßig bemaltes Ge-
fäß von fast 5" Höhe einen halben guten Groschen, ein irdenes Faß 18 gute
Groschen. Nicht weniger berühmt war die athenische Metallarbeit. Diese
trat vielfach an die Stelle unserer Tischlerarbeit und lieferte nicht nur
Küchengeräthe, sondern auch mancherlei Meubles. Es waren z. B. Schenk-
tische von Metall in Gebrauch und wir wissen, daß ein eherner, zusammen-
gesetzter, mit Satyrge Gesichtern und Stierköpfen geziert, kaum 7½ Thlr. werth
geachtet wurde. Auch Schlosserarbeit dürfen wir hier erwähnen, die selbst
zur Verfertigung von geheimen Schlüsseln verwandt wurde. Ein solcher
Schlüssel nebst Ring kostete im aristophanischen Zeitalter 3 gute Groschen.
Die Häuser wurden mit Fachwerk oder aus ungebrannten Lehmsteinen auf-
geführt und waren meist klein, wenn sie nicht Miethshäuser waren, in welchem
Falle die Stockwerke auch über die Straße hinüberhingen. Doch gab es
auch Luxusbauten genug seit dem perikleischen Zeitalter, wo man auf künst-
lerische Weise das Innere zu verzieren anfang, mehr noch zur Zeit des De-
mosthenes, der selbst ein Haus in dem eleganteren Stadttheil, dem Piraeus,
besaß. Beschäftigung der Bürger beim Häuserbau werden wir wohl nur da
anzunehmen haben, wo es sich um Luxus- besonders aber um Staatsbauten
handelte. Die Bauten wurden meist einem Architekten in Pacht gegeben,
der nicht nur die erforderlichen Bauleute stellte, sondern auch Materialien
und Tagelohn mit in Accord nahm. Der Preis der Häuser stellte sich von
750—3000 Thlr.

So sehen wir alle die Gewerbszweige, welche die Beschaffung des eigent-
lichen Hausbedarfs bezwecken, sich fabrikmäßig gestalten und mit ihrer Be-
treibung auch Bürger beschäftigt. Schon hieraus möchte wohl erhellen, daß
das Vorurtheil gegen Erwerb durch Arbeit nicht stark genug gewesen sei, um

Leute aus dieser Classe kleiner Fabrikanten ohne weiteres unter die Zahl der gemeinen Banaußen zu versehen.

So war der bekannte Demagoge Hyperbolus Lampenmacher, Kephalus Töpfer, Anytus Schuhmacher, Dittrophes Flaschenmacher. Nichtsdestoweniger wird ihnen immer in den Augen des Atheners etwas vom Schmutz der Arbeit angeklebt haben. Ganz anders war dies aber mit den großen und reichen Fabrikherren. Diese traf der Vorwurf der Banauße nicht im geringsten und wir sehen selbst die vornehmsten Athener in solcher Stellung. Sie legten nämlich weder selbst Hand an, noch leiteten sie das Geschäft, sondern gaben nur ihr Capital dazu her, um durch geeignete Werkzeuge irgend ein Gewerbe für ihre Rechnung betreiben zu lassen. Wenn wir solche Capitalisten dennoch von Komikern und Rednern nach dem von ihren Sklaven betriebenen Geschäft bezeichnet finden, so haben wir dies eben nur als Hohn und Spott anzusehn. So hieß Kleon der Gerber, weil seine Sklaven, wie schon bei Lebzeiten seines Vaters, die Gerberei betrieben, Kleophon der Instrumentenmacher, Demosthenes, der Vater des Redners, der Messerschmidt u. a. m. Die verschiedensten Gewerbe wurden in solchen Fabriken betrieben. So hatte Sophilos, der Vater des Sophokles, eine Schwerterfabrik, Theodoros, der Vater des Sokrates, eine Flöten-, der Redner Lysias und sein Bruder Polemarchos, die beide Halbbürger waren, eine Schildfabrik, Euphemus eine Schmiede. Der aus dem Redner Aeschines bekannte Wüstling Timarch hatte 11—12 Schuhmacher, die ihm täglich jeder 2 gute Groschen einbrachten, während er vom Werkführer 3 gute Groschen bezog. Der Vater des Demosthenes hatte außer der Messer- auch eine Säntensfabrik. In ersterer beschäftigte er 32—33, in letzterer 20 Arbeiter. Für die Arbeit brauchten die gewöhnlichen Sklaven nicht eigentlich angelehrt zu werden, da die Theilung der Arbeit in größeren Städten und bei größerer Dimension des Gewerbes bis ins Kleinste durchgeführt war. Mit der Unterweisung zu Handwerkern bestimmter Sklaven scheinen sich eigene Lehrmeister beschäftigt zu haben. So wird von einem Syrakuser berichtet, daß er Sklaven alle für das Haus erforderliche Geschicklichkeiten beigebracht habe.

Diese Fabriken waren es besonders, welche der athenischen Industrie Glanz verliehen und der Stadt den Ruf einbrachten, als sei sie die Erfinderin nicht nur der schönen Künste, sondern auch der zum Leben nothwendigen Gewerbe. Nicht ohne Grund war die Schutzgöttin der Stadt auch eine Schützerin gewerblicher Arbeit, sie selbst hatte ja nach Dichteranschauung in Gemeinschaft mit Hephästus den Menschen die Künste gelehrt. Namentlich waren es einzelne Gewerbszweige, deren Ruf weit über die Grenzen Attikas hinauszuging. So vor allem die Töpferei und das Erzschmieden und man schätzte nicht nur

Thongefäße und Waffen aus Athen, sondern auch andere Metallarbeiten, sowie Tuche und Lederwaaren, auch Spielzeug. Der Fremde lobte auch in seiner Heimath athenisches Backwerk und athenische Küche, auch versorgte er sich gern mit modischem athenischen Schuhwerk. Als solche Gewerbe, die für vorzugsweise einträglich in Athen gelten, sind zu bezeichnen die Gewerbe der Bäcker, Gerber, Lampenmacher, Müller, Tuchmacher und der Waffenschmiede.

Mit dem Erzeugen der Waaren, besonders wo dies auf fabrikmäßigem Wege geschieht, hängt der Verkauf und Vertrieb derselben eng zusammen. Zunächst unterliegt es wohl keinem Zweifel, daß so manche Waare, wie bei uns, sogleich aus den Händen des Erzeugers in die des Käufers überging. Man nannte solche Verkäufer „Autopoloï“ und es gehörten zu ihnen nicht nur solche Producenten, wie Landleute und Kranzwinderinnen, sondern auch Fabrikate der Sklavenwerkstätten wurden von den Fabrikherren zum Verkauf gestellt. So brachte unter andern eine Sklavin des Timarch seine Gewebe aus der Werkstatt auf den Markt. Da der Verkauf aber viel Zeit fortnahm, so übergab man die Waare einem Höker oder Krämer, der sie im einzelnen verhandelte. In dieser Weise verfahren die Landleute, die nicht immer zur rechten Zeit auf dem Markt sein konnten, ebenso die Fischer, deren Waare nur zu bestimmten Stunden feilgeboten wurde. Sonst geschah der Verkauf hauptsächlich auf dem Markte, wo vielfach Weiber diesem Geschäft vorstanden und zwar nicht nur Sklavinnen und Weiber von Schutzverwandten, sondern auch Bürgerinnen. Den Markt werden wir uns als einen Stadttheil vorzustellen haben, der mit Hallen, Tempeln, Bildsäulen geschmückt und von Platanen beschattet, Sitze als geeignete Ruheplätze für die ermüdeten Fußgänger enthielt. Letzteres war um so mehr nöthig, als der athenische Bürger den Markt selbst in Begleitung von Sklaven zu besuchen pflegte. Den verschiedenen Waaren sind bestimmte Abtheilungen zugewiesen, die unter dem Namen der „Kykloi“ zusammengefaßt werden. Es gab solche Abtheilungen nicht allein für die Lebensmittel, sondern auch für Geschirr, Betten, Sophas u. s. w., auch hatten, wie noch heute im Süden, die Geldwechsler hier ihren Stand. Ueber den Verkauf wachte eine eigene Polizeibehörde. Etwas unseren Messen und Jahrmärkten ähnliches waren die Festversammlungen, zu denen Griechen aus allen Gegenden strömten und ihre Waaren zum Verkauf stellten. Dasselbe Verhältniß, wie zwischen Arbeiter und Fabrikherrn, fand zwischen dem Marktverkäufer und dem Großhändler statt. Erstern traf der Vorwurf der Banausie, letztern nicht im geringsten. Diese hatten eine eigene Börse — das Deigma — im Piräus, wo die Proben besichtigt und die Geschäfte abgeschlossen wurden. Das Treiben dort mag wohl manche Ähnlichkeit mit dem von heute gehabt ha-

ben; z. B. wurden auch im Alterthum bisweilen falsche Gerüchte, namentlich an der Getreidebörse, verbreitet, um günstige Preise zu erzielen.

An die Marktbuden der Verkäufer schlossen sich die Werkstätten der Handwerker. Wir dürfen sie uns, wie sie noch heute im Süden häufig gesehen werden, als offene Räume, nach der Straße zu gelegen, vorstellen. Sie gaben oft, wie die Töpfer- und die Kistenmacher-Werkstätten, den Straßen, in welchen sie sich befanden, den Namen. Auffallend ist es für uns, daß diese Räume von den spazierengehenden Athenern mit Vorliebe aufgesucht, ja bisweilen zu Versammlungsorten erkoren wurden und zwar geschah dies nicht nur bei den Buden der Barbier, Bader, Salbenhändler und Aerzte, sondern auch bei den Werkstätten der Schuster, Gerber, Walker und Schmiede. Es fehlte zwar nicht an Gasthäusern und Weinstuben in Athen, doch wurden solche von angesehenen Bürgern gemieden. Die Wirthhe galten für betrügerisches Volk und die Gesellschaft bestand meist aus jungen Roués, die hier Gelegenheit zur Ausschweifung und zum Hazardspiel suchten. So bildeten die Werkstätten der Handwerker einen Ersatz für die gemiedenen Wirthshäuser. Hier kam man zusammen, um Neuigkeiten zu hören und zu verbreiten, Geschäfte zu verabreden und zu politisiren; ja, es war so zur Sitte geworden, diese Orte zu besuchen, daß das Vermeiden derselben wohl als das Zeichen eines verschlossenen Charakters angesehen wurde. Der Südländer ist zwar im Allgemeinen sehr mäßig im Genuß von Speisen und Getränken, doch blieb derselbe auch schon im Alterthum nicht nur auf die im Hause stattfindenden Symposien beschränkt. Da man die Schenken vermied, so war es ein einfaches Auskunftsmittel, in die Werkstatt, in der man sich gerade befand, wenn angenehme Gesellschaft zum Genuß aufforderte, Wein vom nächsten Wirth holen zu lassen.

Bei der Betrachtung der gewerblichen Verhältnisse im alten Athen drängt sich naturgemäß die Frage auf, ob Vereinigungen von Handwerkern, ähnlich den Collegien der Römer oder den mittelalterlichen Zünften, existirt haben. Dies aber muß verneint werden und der Grund hiervon liegt nach dem Dargestellten auf der Hand. Denn was für ein Band konnte den athenischen Bürger mit Sklaven und Ausländern so eng verbinden und nach außen hin abschließen, daß dasselbe Recht für die verschiedenartigen Mitglieder einer solchen Zunft hätte Geltung haben können? Zünfte mit bestimmten Rechten sind aber auch nur bei Staatschutz zu denken und ein solcher hat in Griechenland nirgend stattgefunden. Dagegen haben wohl Arten freierer Vereinigung, wie auch bei den Kaufleuten, existirt, wenigstens spricht dafür das Zusammenwohnen einzelner Gattungen von Handwerkern z. B. der Töpfer, der Bildschnitzer und der Kistenmacher, sowie die gemeinsame Feier religiöser Feste. Es waren dies die „Chalkeia“, die zu Ehren

der Athene und des Hephästos von allen Handwerkern gefeiert, und die „Promethela“, die von den Töpfern im Kerameikos zu Ehren ihres Schutzpatrons durch Fackellauf begangen wurden. Ebenso wenig wie der Staat Zünfte durch Gewährung von Rechten schützte, scheint er Privilegien verliehen oder Beschränkungen eines Gewerbszweigs haben eintreten lassen. Nicht einmal die Bestimmung des Solon, daß kein Bürger sich mit Salbenbereitung abgeben solle, blieb in Kraft. Staatsmonopole, wie sie in Griechenland beim Handel vorkommen, scheinen die Fabrikate nicht betroffen zu haben; keinesfalls aber forderte der Staat von seinen Bürgern Lieferung von Waaren zu bestimmtem Preise, um von dem Gewinn seine Kassen zu füllen. Ueberhaupt müssen wir annehmen, daß die größtmögliche Freiheit den Gewerbetreibenden gelassen und daß weder Druck noch Beschränkung irgend welcher Art durch Auflagen geübt wurde. So zahlten dieselben auch keine Gewerbesteuer und nur der Schutzverwandte hatte für den Marktverkauf sein Standgeld zu entrichten. Von dieser Steuer ist natürlich die Ueise zu unterscheiden, die man von einzelnen Gegenständen, welche auf dem Markte verkauft wurden, erhob; ebenso die Kaufsteuer, von der einige Grammatiker berichten. Wie weit diese die Fabrikate betraf, wissen wir nicht. Auch polizeiliche Beschränkungen, wie in Sybaris, wo alle Lärm verursachenden Gewerbe vor die Thore verwiesen waren, existirten in Athen selten. Nur Gerbereien durften zeitweis des üblen Geruchs wegen nicht in der Stadt betrieben werden.

Wir haben im Eingang unserer Darstellung von dem Vorurtheil gesprochen, welches Alle traf, die ein Gewerbe selbständig des Lebensunterhalts wegen betrieben, und haben als einen Grund zu demselben die Zahl der Sklaven angegeben, die sich mit dem Handwerk befaßten. Doch dürfen wir uns nicht verhehlen, daß, so sehr die Einführung von Kaufsklaven zur Ausbreitung einer solchen Geringschätzung beigetragen haben mag, doch dieselbe auch überhaupt in der antiken Anschauung von der dem Menschen allein anstehenden Beschäftigung wurzelte. Der freie Mann fand die würdige Verwendung seiner Gaben allein im Staatsleben; hier war die Quelle und Wurzel alles Glücks und so wurde auf dieses alle übrige Thätigkeit bezogen. Der Handwerker aber, der an seine Werkstätte gefesselt war, konnte demselben nicht seine Zeit widmen. Indem er für andere arbeitete, war er, dem Sklaven ähnlich, gezwungen, sich dem Wunsche und Willen eines Andern dienstbar zu machen, auch hinderte ihn die sitzende Lebensweise, seinen Körper gehörig auszubilden. So wurde ihm auch äußerlich der Stempel der Unfreiheit aufgedrückt und er dadurch in der Schätzung den Unfreien nahe gestellt. Indes dürfen wir wohl behaupten, daß das Leben vielfach diese Disharmonie ausglich. Der Süden ist bei dem Leben im Freien ungezwun-

gener im Verkehr und noch heut wird der aufmerksame Beobachter dort eine weniger ängstliche Scheidung der Stände bemerken, als sie im Norden sich zu finden pflegt. Ein Zeichen davon ist der Besuch von Handwerkerbuden seitens der angesehenen Athener, wie wir ihn oben geschildert haben. Ferner hoben sich oft Persönlichkeiten durch tiefere Bildung und Geist weit über den gemeinen Haufen. Sie benutzten das Erworbene, um eine Zeit lang ohne Sorge für den Lebensunterhalt liberaleren Beschäftigungen nachgehn zu können.

Diese Arbeitsverhältnisse, wie wir sie in vorliegender Skizze geschildert haben, erhielten sich auch in dem Verfall des Staatslebens, bis nach der Occupation durch die Römer manches diesem Volke Eigenthümliche Platz fand, was, wie z. B. die römischen Zünfte, die Brücke zu den Zuständen des Mittelalters bildete.

Nachdem wir im Vorhergehenden eine Darstellung des gewerblichen Lebens in Athen den Nachrichten der Schriftsteller gemäß zu geben versucht haben, möge es uns gestattet sein, jetzt auch auf antike Wandgemälde, die auf Handwerk und Handelsverkehr Bezug haben, etwas näher einzugehen. Diese stellen zwar nicht speciell athenisches Leben dar — wir verdanken sie den Fundstätten Süditaliens — geben aber neben römischem Leben auch von früherer hellenischer Cultur Kunde. Veranlassung dazu bietet uns ein höchst interessantes neues Werk des unermüdblichen Koryphäen der Alterthumsforschung, Otto Jahn: „Ueber Darstellungen des Handwerks- und Handelsverkehrs auf antiken Wandgemälden. (Leipzig, bei S. Hirzel. 1868.)

Das Werk knüpft an eine Reihe von Wandgemälden an, die im Jahr 1755 in Civita gefunden wurden. Sie haben das Leben und Treiben auf dem Marke einer ansehnlichen Stadt zum Vorwurf, ein Bild, welches in reichster Weise durch Heranziehung anderer pompejanischer und herculanischer Wandgemälde erweitert wird. Wer bei einem Aufenthalt in Neapel das Volksleben dieser buntbewegten Stadt mit Sinn und Liebe beobachtet hat, wird bei Durchwanderung der den pompejanischen Alterthümern geweihten Säle der Studi durch so manche Gegenstände an dasselbe erinnert worden sein. Bald geschah dies durch den Dudelsack des antiken Pifferaro, bald durch ein Amulet gegen den bösen Blick, bald durch Castagnetten oder durch die Form mancher Gefäße, wie z. B. der birnenförmigen Flaschen (der perrotti). Unwillkürlich leiht auch bei Vorstellung antiken Verkehrs die Phantastie demselben Züge der Gegenwart. Und daß dies gar nicht so mit Unrecht geschieht, beweisen eben jene Darstellungen auf den antiken Wandgemälden.

Die Scenerie in den Eingangs erwähnten Bildern ist der Markt mit seinen Säulengängen und anstoßenden Baulichkeiten, der mit einem reichen

Schmuck von Reiterstatuen geziert ist. Zwei Bilder vergegenwärtigen uns den Tuchhandel. Das eine stellt mehr eine eigentliche Handlung dar, was wir aus dem Sitze, auf dem zwei Frauen Platz genommen haben, und den beiden Verkäufern schließen; das andere Hausirer, die ihr Geschäft aus freier Hand treiben. Man erkennt deutlich die Geberde des angreifenden Verkäufers, die strenge Prüfung der Waaren seitens der Käuferin, und Gebot und Gegengebot beider Theile.

Zwei andere Bilder führen uns in den Laden des Schuhmachers. In dem einen läßt sich ein Mann von dem davor knieenden Gesellen Maas nehmen, während der ältere Meister mit lebhafter Geberdensprache Käufer herbeizulocken sucht; in dem anderen lassen sich vier sitzende Frauen aus dem vorhandenen Waarenlager passende Schuhe zeigen. Die Verfertigung derselben lernen wir aus dem artigen Bildchen der an Schuhen arbeitenden Groten kennen, das auch durch Overbecks Pompeji außerhalb der Fachkreise bekannt geworden ist. Die beiden kleinen geflügelten Wesen sitzen am Tisch, auf dem ein Psriem, in angestrenzter Beschäftigung. Der eine zieht den Leisten aus dem Schuh, der andere glättet diesen, indem er die Hand hineinsteckt. Der geöffnete Schrank sowie die Console an der Wand zeigen die fertig gewordenen Producte: Stiefelchen, die ohne bis an die Wade zu reichen die Knöchel bedecken. Nicht uninteressant dürfte es sein zu erfahren, daß wir einem 1857 in Mainz gemachten Fund eine Anzahl von Exemplaren römischer Schuhe verdanken, die man durch eigenthümliche Behandlung des Leders in ihrer ursprünglichen Form wieder herzustellen vermochte. Es sind theils Stiefelchen der oben erwähnten Art, theils Sohlen, deren Riemen, unseren Schlittschuhen ähnlich, sowohl den Vorderfuß als den hinteren über dem Knöchel umschließen, zum Theil mit Nägeln beschlagen; auch finden sich Doppelsohlen.

Wir eilen bei dem Kesselflicker vorbei, der mit dem Stab in sein Gefäß schlagend die Festigkeit desselben am Klange zu zeigen sucht, während der Käufer die Waare zur Prüfung dem Licht entgegenhält, zum Brodverkäufer. Es ist eine ganz eigenthümliche Erscheinung, die auch ihre modernen Parallelen hat, daß gerade die Erzeuger und Verkäufer der allermateriellsten Dinge besonders auf eine Verewigung ihrer Personen nach dem Tode bedacht gewesen sind. Die Alten liebten es namentlich, sich zum Schmuck ihres Grabes in ihrer Beschäftigung abbilden zu lassen. So entsinnen wir uns eines Reliefs in der Villa Albani, eine Fleischverkäuferin darstellend, die im Begriff ist, eine Gans zu verkaufen — ein anderes zeigt die Boutique eines der Inschrift nach „stets trunkenen“ Materialwaarenhändlers, die mit der eines Pizzicaruolo im heutigen Neapel ungemein viel Aehnlichkeit hat. Das bekannteste Beispiel ist das Grabmal der Gemahlin des ehrsamten Bäckers und Brodliese-

einen Marktkorb am Arm trägt — auf welche ihn ein Vorübergehender mit ausgestrecktem Zeigefinger aufmerksam macht.

Die Weinbereitung lernen wir in ihren verschiedenen Stadien kennen. Das frohe Fest der Weinlese schildert uns Homer bei der Beschreibung des achilleischen Schildes. Die Kelterung geschah meist mittelst der Füße, auf unserm Bilde dagegen durch eine höchst einfache Presse, aus Brettern und Keilen bestehend, die zwischen zwei oben verbundene Pfosten eingezwängt sind. Zwei Ercoten erheben den Hammer zu kräftigem Schläge, um durch tieferes Eintreiben der Keile den Druck zu verstärken. Der Most ergießt sich durch einen Abfluß in ein untergesetztes Gefäß; der bereits gewonnene wird von einem anderen Ercoten in einem Kessel auf einem kleinen Ofen eingekocht. Der fertige Wein wird in einen mächtigen Schlauch gefüllt, in das zweirädrige plastrum, ähnlich dem carretino der heutigen Campagnabauern, oder den vierrädrigen Stellwagen verladen und durch Maulthiere an seinen Bestimmungsort gebracht. Unter den Bildern vom Markte zeigt uns eins die Art, wie man ihn auch zum Genuß auf dem Wege mit sich führte. Vier Männer haben den erquickenden Trank in einem Bronzefläschchen (ampulla); einer von ihnen hat ihn bereits in eine Schale gegossen, die er zum Munde führt.

Die Hantrung der Walker lernen wir aus den Bildern der pompejanischen Fullonica kennen. Sie hatten die zur Bekleidung dienenden wollenen Stoffe theils von Schmutz zu reinigen, theils ihnen das blendende Weiß zu verleihen, das an Festtagen die Mode erheischte. Ihr Handwerk war von größerer Bedeutung für die Alten, als es bei uns der Fall sein kann; ihre etwas derben Sitten und ihre kräftige Ausdrucksweise scheint den Spott der Komödie herausgefordert zu haben. Es war freilich keine sehr saubere Verrichtung, denn sie bedienten sich zu derselben nicht nur der Kreide, der Lauge und des Laugensalzes, sondern auch des Urins, durch welchen sich die Arbeiter aber auch vor Podagra geschützt wähten. Wir sehen die Walker in ihren Bütten stehend, das Tuch theils auswaschend, theils mit den Füßen stampfend. Ein junger Arbeiter striegelt ein so vorbereitetes an Stricken hängendes Stück, das eben auf den Trockenapparat zum Schwefeln gehängt werden soll, den bereits ein anderer Arbeiter hereinbringt. Dieser besteht aus einem runden Geflecht, das oben spitz zulaufend mit einer Gule, dem Symbol der Schutzpatronin Minerva, verziert ist. Ueber dies Gestell wurden die Stoffe gehangen und darunter Wärme unterhalten in einem gefesteten Kohlengefäß, wie dasselbe noch heute in Italien unter dem Namen „Chemann“ (un caldo marito: ein feurriger Chemann) bekannt und in allgemeinem Gebrauch ist. Nachdem die Stoffe noch mit feiner Erde zur Auffrischung der Farben eingerieben und in Falten gelegt sind, kommen sie

ranten für römische Magistratsdiener *Cursaces* vor der *Porta maggiore* in Rom: Auf ihm ist die Art der Brodbereitung auf sehr instructive Weise dargestellt. Wir sehen das Mahlen des Kornes in zwei von Eseln getriebenen Mühlen. Vier Sklaven sind beschäftigt das Mehl zu sieben, acht andere kneten auf zwei Tischen den Teig; während einer an der durch ein Pferd bewegten Maschine steht, die vielleicht zum Umrühren des Teiges diente. Das fertige Brod wird von Dienern in Körben fortgetragen, wie sie noch heut zur Aufbewahrung des Brodes üblich sind. Mörser, zum Einrühren des Teiges bestimmt, Brodkörbe und kleine Bröddchen mit Kreuzkerben, letztere an Stelle der Rosetten, bilden die Verzierung des Denkmals. — Die eine von Jahn vorgeführte Scene zeigt uns den Brodverkäufer hinter seinem geschlossenen Ladentisch auf hohem Stuhle sitzend. Die größeren runden Brode sind zum Theil regelmäßig übereinander geschichtet, die kleineren liegen in Körben; der weitere Vorrath befindet sich hinter dem Verkäufer auf einem Bretter-repositorium, wie unsere Bäcker heutzutage ganz ähnliche haben.

Die antiken Brode waren rund und entweder mit zwei Kreuzkerben versehen, welche Form die Christen des Symbols wegen beibehielten, oder sie hatten mehrere, etwa sechs bis acht Einschnitte, die von einer Vertiefung in der Mitte einem ringsförmigen Kerbe an der Seite zuliefen. Die zum Bäcker von den Haushaltungen aus gesandten Brode versah man mit einem Stempel, wie ihn auch das erhaltene Brod aus *Herculanum* zeigt.

Bei Betrachtung einiger folgender Scenen glauben wir uns nach *Mergellina* oder an den Strand von *Santa Lucia* versetzt, wo die Kochtöpfe über dem Kohlenfeuer auf offener Straße brodeln, um dem *Lazarone* seine Brühe, *Maccaroni* oder *Polpeti* zu liefern und die Tische mit den eben frisch aus dem Meere gekommenen Austern und den sogenannten *frutti di mare* bedeckt sind. Ein Garloch hat Brühe aus dem über Feuer stehenden großen Gefäß, in dem ein Löffel zum Umrühren, mittelst eines kleinen Schöpfmei-ers am Feuerhaken herausgeholt, um sie dem zur Seite stehenden hastig zugreifenden Gaste zu überreichen, während er mit der Linken den zudringlichen Bettler, der auch sein Theil haben will, abwehrt. Neben einer Gruppe Vorübergehender steht ein Mädchen, lüstern nach den auf dem Tische liegenden Herrlichkeiten sehend. In einiger Entfernung sitzt ein alter kahlköpfiger Verkäufer vor einem Tisch mit *Victualien* — man erkennt deutlich Vögel, etwa *Wachteln* oder *Feigenschnepsen* von *Capri*, und Fische, deren der blaue Golf ja so mannigfache Arten bietet. Den Blick zu Boden gesenkt ist er schon vor der Stunde der *Siesta* in den süßen Träumen des *dolce far niente* begriffen; denn er überhört gänzlich die Forderung zweier Kunden — eines Knaben, der ihm eine Schale zum Füllen hinhält, und eines Mannes, der

unter die Presse, welche unser Bild mit zwei an Querkhölzern gedrehten Schraubstöcken versehen darstellt.

Die Tischler sind wieder durch Groten vertreten. Sie durchsägen, der eine in sitzender Stellung, der andre stehend, ein auf der Hobelbank aufliegendes Brett; ein andres ist mittelst Schraubstock oder Klammer an dieselbe befestigt; Hammer und Kasten auf der Erde deuten auf die bei der Hantirung gebrauchten Werkzeuge. Zimmerleute sind leider auf diesen Bildern nicht dargestellt. Ihre Beschäftigung bei Bauten erkennen wir recht anschaulich auf einem Relief im Lateran, das jetzt auch veröffentlicht ist, wo namentlich die Maschine zum Aufwinden mit einer Art von Flaschenzug besonderes Interesse verdient.

Der Süden hat seine Blumenfülle nicht nur zum Schmuck der Gärten — er weiß sie auch sonst zum Genuß zu verwenden. Der Alte zierte bei jeder festlichen Gelegenheit nicht bloß den Festplatz mit Guirlanden, sondern auch sein Haupt mit frischen Kränzen. Die Kunst des Blumenwindens war daher lohnender als bei uns. Die Darstellungen verrathen, daß ein bestimmtes, handwerksmäßig festes Verfahren unter Theilung der Arbeit dabei angewendet wurde. Der Tisch, auf dem die in verschiedenartigen Körben herbeigebrachten Blumen liegen — auch hier wird das Geschäft größtentheils von Groten ausgeführt — hat einen erhöhten Rand zum Schutz gegen das Herabfallen. Ein Gestell, über dem Tisch oder an der Decke angebracht, ist an den oberen Ratten mit Pfählen versehen, von denen die Schnüre zum Binden der Guirlanden herabhängen. Die fertige Waare wird an einen gekrümmten Stab gebunden und so zu Markte gebracht.

Auch mit Handwerkerfesten werden wir bekannt. So sah schon Göthe in dem Wandgemälde an einem Pfeiler in Pompeji einen Festzug von Handwerkern. Vier Zimmerleute in aufgeschürzter Tunica tragen, die Rechte auf einen Stock gestützt, vermittelst zweier Stäbe auf der linken Schulter Insignien ihres Metiers, denen ähnlich, wie sie unsre Gewerke beim Einzug fürstlicher Personen ihren Handwerksgenossen voraufzutragen pflegen. Diese bestehen aus einer Art von Gebäude en miniature, dessen Tragstäbe kleine Gefäße an gelbem Bande verzierer. Im Raum unter dem Dache sieht man neben der Schutzgöttin Athene einen Mann an einer Hobelbank; rechts davon zwei Arbeiter, beschäftigt ein großes auf einer Stütze ruhendes Brett zu durchsägen, auf welchem der eine steht, während der andre die Säge von unten anfaßt. Die übrigen beiden Figuren sind nicht recht zu erklären: ein härtiger Mann mit einem Werkzeug in der einen Hand blickt, die Linke sinnend an's Kinn haltend, auf einen am Boden ausgestreckt liegenden Jüngling, dem ein großer Nagel durch den Kopf getrieben ist. Man hat in dem Letzteren ein Opfer des Künstlerneides erkennen wollen.

Eine anmuthige Festscene des Bäckerhandwerks vergegenwärtigt uns ein niedliches Grottenbildchen. Vor einer Mühle lagern die kleinen Wesen, um die Vorbereitungen zum Fest der Patronin des Brodbackens, der Vesta, zu treffen. Die Blumenguirlande, welche der eine windet, ist wohl für die Mühle bestimmt, da die dem Geschäfte dienenden Esel bereits bekränzt sind. Die Humanität der Alten zeigte sich auch in der freundlichen Sitte, die Hausthiere an Festtagen ruhen zu lassen und gleich den Menschen zu schmücken. Vielleicht mag hier der erste Ursprung der heutigen römischen Sitte zu suchen sein, die Zugthiere am Tage des heil. Antonius bekränzt vor die Kirche dieses Heiligen zu führen und dort segnen zu lassen.

Die Darstellung des eigentlichen Handwerkslebens könnten wir hiermit abschließen, doch würde das Bild des Marktverkehrs ohne die folgenden Scenen nicht vollständig sein. Es fehlt uns vor allem die Schule, welche uns auf einem der Marktbilder besonders lebhaft vergegenwärtigt wird. Denn dieselbe öffentlich unter den Arkaden des Markts abzuhalten, war gar nichts Ungewöhnliches. Auf unserm Bilde steht, gegen die gewöhnliche Sitte des Alterthums, der Lehrer, der vorschriftsmäßig bärtig ist, vor den sitzenden Schülern. Diese halten ihr Schulbuch aufgerollt auf den Knien, in das auch Vorübergehende hineinzusehen sich bemühen. Nebenbei wird eine strenge Execution vollzogen. Ein fast nackter Knabe, von zwei andern in schwebender Stellung gehalten, erhält vom Schulmeister mit einem Gertenbündel kräftige Hiebe. Das Vergehen muß schwer gewesen sein; denn ein anderer bringt frische Gerten herbei, die nach dem Verbrauch der ersten ebenfalls für den Rücken des Knaben bestimmt scheinen.

Ferner darf die Gruppe Müßiger nicht fehlen, welche die Anzeigen, die der Prätor auf einer langen Tafel unter den Reiterstatuen hat anbringen lassen, durchmustert. Das Bild antiken Marktlebens vervollständigt ein Paar hinter den Säulen Versteck spielender Kinder, endlich ein Individuum der zur Belästigung der Reisenden noch immer nicht ausgestorbenen Klasse der Bettler. In Lumpen gehüllt, mit verwildertem Bart und Haar schleicht der arme Blinde auf hohen Stab gestützt und von einem Hunde am Strick geleitet über den Markt, um die Gabe in Empfang zu nehmen, mit welcher der Südländer bei vorgeblichem ebensowenig wie bei wirklichem Elend zu fargen pfllegt.

Die eben besprochenen Bilder versehen uns unmittelbar in das antike Leben des Südens. Aus vielen analogen Zügen der heutigen Welt erkennen wir, wie tief die Sitte in der Natur und in der Umgebung des Menschen wurzelt. Buntfarbige Tracht, Geräthe, Geberdenspiel, Lebensgewohnheiten, Feste, Alles, was uns nüchternen Nordländern im warmen Süden so besonders eigenthümlich erscheint, finden wir zum Theil schon bei den Alten.

Dies läßt uns ahnen, daß eine noch viel größere Continuität in der Cultur-entwicklung der Menschen stattgefunden hat, als wir sie aus den vorhandenen Denkmälern nachzuweisen im Stande sind.

Die Reorganisation der bairischen Armee.

Mit nicht geringerer Spannung als im vorigen Monat den Verhandlungen des norddeutschen Zollparlaments, wendet unsere Nation jetzt die Blicke auf die militärischen Umgestaltungen, welche sich im Süden und namentlich in Baiern vollziehen. Baiern, das als das stärkste Glied im Bereiche der Südstaaten gilt und daher voraussichtlich der Tonangebende sein sollte, mithin mit gutem Beispiele hätte vorausgehen müssen, kam wider alles Erwarten post festum, und scheint auch hier dem Spruche „Eile mit Weile!“ treu geblieben zu sein. Doch die Bescheerung ist nun endlich da und möge sich in Baierns und Gesamtdeutschlands Interesse auch das andere deutsche Sprichwort bestätigen: „Was lange währt, wird gut.“ —

Während die anderen Südstaaten die Institutionen der preussischen oder vielmehr der jetzigen norddeutschen Bundesarmee mehr oder weniger pure annahmen, verfolgte man an der Isar wie immer seinen eigenen Weg. Und doch scheint man noch in dem Wahne befangen zu sein, man habe bei schwerankommendem Verzicht auf so manches specifisch Bajuvarische ein Gleiches gethan, um zu Gunsten des Ganzen auch hier Gleichförmigkeit zu erzielen. So wenigstens lassen sich bairische Blätter bis jetzt vernehmen. Das klingt wie Ironie, wenn man nur einige Vergleiche zwischen dem jetzigen bairischen und dem norddeutschen Heerwesen anstellt. Man hat nicht einmal nöthig, sich in die neue bairische Organisation zu vertiefen, um herauszufinden, daß hier im wesentlichsten so ziemlich alles beim Alten geblieben, nur bei der Infanterie etwas mehr aus dem bisherigen Geleise gebogen worden ist.

Bei den neueren Institutionen im Heerwesen sucht man allenthalben den Mechanismus so viel als möglich zu vereinfachen, um, abgesehen von allen unnöthigen Kosten, das Ganze so mobil als möglich zu machen. Man wirft daher allen veralteten und hindernden Ballast unbarmherzig über Bord, damit das Fahrzeug flotter wird. In dieser Beziehung ist man namentlich in Preußen mit gutem Beispiel vorangegangen, was sich im letzten Kriege auf das glänzendste gezeigt hat. In Baiern scheint man den Unlauf noch nicht stark genug genommen zu haben, um mit dem überlebten Herkom-